



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Mayer, Adolf: Scholastentum. 2

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Scholastentum

Von Adolf Mayer

2



In dieser Stelle ist es mir aber mehr darum zu tun, das noch immer in der Philosophie und in der Ästhetik herrschende Scholastentum nachzuweisen. Kant hat wohl in dieser Beziehung gründlich Besserung gebracht, vor allem durch seinen Hinweis auf die Gefährlichkeit synthetischer Urteile, durch die man vom Begriff mehr sage, als ursprünglich im Begriff enthalten sei, aber noch keineswegs den alten Wust von unvollständig definierten Begriffen, die sich wie eine Krankheit forterbten, und denen jeder neue Philosoph wieder einen modifizierten Sinn unterlegte, endgiltig aus der Welt geschafft. Nach ihm begannen Hegel und Schelling wieder das alte Spiel, sodaß Schopenhauer nachher nicht mit Unrecht klagen konnte, das sicherste Kennzeichen, daß jemand kein Philosoph sei, wäre, daß er Professor dieses Faches sei. Ihre Systeme erscheinen uns heute größtenteils nicht viel besser als ein Klaunderwelsch gleich dem Herxheimaleins. Und doch waren beide ausgezeichnete Männer, was sich aus nichts deutlicher ergibt, als daß sie trotz dieser unverständlichen und vieldeutigen Systeme doch viele bedeutende Dinge gesagt, ja auch ein offnes Auge und einen bedeutenden Einfluß auf ihre Zeit gehabt haben. Ein Hauptgrundsatz der rationalen (Ritterschen) Geographie, daß das Wasser ein verbindendes, kein trennendes Element sei, findet sich zum Beispiel schon bei Hegel.

Unsre heutigen Philosophen, die bedeutendsten unter ihnen, wie Runo Fischer, Windelband, Paulsen, sind im Grunde nur Historiker. Sie schreiben die Geschichte der Philosophie, aber sie bauen nicht mehr fort an den Systemen, denen sie nur aus ihren Entstehungsursachen eine interessante, die Hörer fesselnde Seite abgewinnen und wobei, wenn man auf die künstlerische Ausgestaltung des Gegenstandes achtet, auch wahrhaft großes geleistet wurde. Positiv haben eigentlich nur noch die einige Bedeutung, die wie Wundt von der Naturwissenschaft herkommen und in die experimentelle Psychologie das Schwergewicht ihrer Forschungen verlegt haben, das aber ziemlich außerhalb dessen liegt, was man ehemals als Philosophie bezeichnete. Aber wie darf man sich erlauben, ein so hartes Urteil auszusprechen? Ist nicht, wie jene Historiker beweisen, ein ganzes Forscherleben dazu notwendig,

um nur den Sinn der Systeme, die von Kant bis auf Nietzsche gebaut worden sind, zu verstehn. Aber das ist es eben, das *ars longa* gilt hier in so vollem Maße, daß dem, der diesen Weg geht, wenig Zeit und keine Befähigung mehr bleibt, sich auch selber in positiven Schöpfungen zu versuchen. Er wird durch dieses Studium, durch die Gewohnheit, nur immer aufzunehmen und zu verdauen, gewissermaßen selbst zum Scholastiker, der keine Augen mehr hat, sich außerhalb dieses Feldes umzusehen in der wirklichen Welt der Erfahrung, auch wenn ihm eine kleine Spanne Zeit hierfür bliebe. Darum kann aber auch dieses abfällige Urteil nicht aus dem Studium dessen gewonnen werden, was andre vor uns gedacht, sondern aus Argumenten, die ganz außerhalb dieses ganzen Gesichtskreises liegen. Aber da sind sie denn auch in Fülle vorhanden, für jeden, der seine Augen geschont hat, dadurch, daß er kühn genug war, es nicht für unerläßlich zu halten, sich auf diese obligate Wissenschaft blind zu starren.

Sa, wird man sagen, ein solcher ist eben der außenstehende Laie, dem die Wissenschaft überhaupt ein geschlossenes Buch ist, und der vielleicht auch über die höhere Mathematik aburteilt, weil ihm auch deren Formeln wie ein Hereneinmaleins erscheinen.

So könnte es sein. Aber zum Glück gibt es ganz objektive Argumente, die die Sache zur Entscheidung bringen können. Der unendliche Widerspruch der einzelnen Systeme der Philosophie entscheidet hier allerdings noch nicht, denn in jeder Wissenschaft plagen die Geister aufeinander. Aber bei näherem Hinblick offenbart sich doch ein ganz gewaltiger Unterschied, der in meinen Augen entscheidend ist. In Naturwissenschaft und Mathematik kann keine neue Entdeckung von irgendeiner Bedeutung gemacht werden, ohne daß sie auf den Errungenschaften der vorhergehenden Zeit fußt. Wer die Hauptsätze nicht inne hat, taumelt rettungslos in der Wildnis und kann nur einzelne Tatsachen finden, aber daß er fördernd auf die Wissenschaft einwirke, davon kann gar nicht die Rede sein. Ganz anders in der Philosophie.*) Und das kann jeder Vorurteilsfreie von außen sehen und braucht sich dazu auf kein näheres Studium einzulassen. Jeder der neuern geht auf Kant zurück. Dort scheint also der letzte feste Ankerpunkt zu liegen; dann aber zieht er seine eigne Straße, die der seiner Konkurrenten oft diametral entgegengesetzt ist.

In den Naturwissenschaften verhalten sich die einzelnen Theorien wie die Häute eines Kerbtieres, die oft ein sehr verschiednes Aussehen haben, zumal wenn die Raupe Puppe oder die Puppe Schmetterling wird, aber alle

*) Der amerikanische Philosoph W. James sagt in seinem „Willen zum Glauben“, 1899, S. 13: In der Philosophie besteht das eigenartige Glücksgefühl, das sie gewährt in der Überzeugung der Gewißheit, die so ausgedrückt werden könnte: „Andre Philosophien sind Sammlungen meist falscher Ansichten; die meinige bietet festen Boden dar für alle Zeit.“ Wie verschieden ist dieser Zustand von der der Naturwissenschaft, wo jeder den andern trägt und ohne diese Solidarität gar kein Weiterschreiten möglich ist!

diese Häute zeigen doch eine organische Ordnung an. Sie sind notwendig im Gang des Entwicklungsprozesses.

Aber in der Philosophie ist es oft, als ob sich fremde Parasiten des Insektenkleides bemächtigt hätten; und auf einmal schlüpfen statt des Schmetterlings kleine Wespen aus, die mit der ganzen Entwicklung gar nichts zu tun haben. Schopenhauer nennt ganz willkürlich den Willen zum Leben, den er zum Mittelpunkt seines Systems erheben will, das Dingansich Kants. Alle andern Philosophen hatten diesem Dingansich eine ganz andre Deutung gegeben. Der eine nennt den andern einen Verderber der Wissenschaft. Sogar Dilettanten, wie der Philologe Nietzsche, machen sich auf diesem großen Tummelplage breit, und wenn sie es auch nicht zum abgerundeten System bringen, so sind sie doch durch ihre scharfe Beobachtung im einzelnen oft lichtvoller als die Fachmänner, die in ihrem Gedankenkreise festgebannt sind.

Aber diese Erscheinung ist es nicht allein. Die Unfruchtbarkeit der modernen Philosophie gibt ihr das schlimmste Urteil. Die Philosophie Hegels galt seinerzeit für ein System von universaler Fruchtbarkeit, aber was ist das für eine Fruchtbarkeit, die das Widersprechendste gebärt! Sie ließ sich gebrauchen zu einer Apologie des Christentums, des modernen Staates und ebenso zu einer Begründung der internationalen gottlosen Sozialdemokratie. Der Mann war es, der geistreiche, der hinter dieser Philosophie stand, und der jedermann anregte.

Ihrer Definition nach ist die Philosophie die Wissenschaft der Wissenschaften, ihre Königin. Aber was ist das für eine Königin, von deren Befehlen die untergeordneten Geister gar nichts wissen! Und es ist doch eine Tatsache, daß selbst Führer auf dem Gebiete der Naturwissenschaft der Philosophie ganz fremd geblieben sind. Ja erfahrene warnen häufig junge Leute vor deren Studium, weil sie offenbar mehr verwirrend als fördernd wirken.

Eine gesunde Logik lernt man im praktischen Leben, ohne daß der Geist nach Goethes Persiflage einem zuvor dressiert und in spanische Stiefel geschnürt worden wäre. Metaphysik ist eine unmögliche Disziplin, und die Erkenntnistheorie hat mehr von der Naturwissenschaft zu lernen als die Naturwissenschaft von ihr.

Damit steht im Zusammenhange, daß große Geister ihren eignen Bekannntnissen nach öfters des philosophischen Organs entbehrt haben, daß große Nationen, die wissenschaftlich an der Spitze der Zivilisation marschieren, von der Philosophie im deutschen Sinne keine Notiz nehmen. Und wie der Naturwissenschaftler über sie die Achseln zuckt, so ist auch der Künstler auf den Zweig der Philosophie, der sich mit dem Schönen befaßt, meist herzlich schlecht zu sprechen. „Mir hilft die Kunstgeschichte nur wenig, ich kann aus ihr die Kunst nicht fassen. Hätte ich ein paar Jahre meines Lebens mit praktischer Pflüscherei verloren, so würde mir dies für mein Verständnis viel nützlicher sein als alle Vorlesungen und Bücher dieser Welt. Wenn ich sonst

nichts von Goethe wüßte, so würde ich ihn wenigstens in seinem Dilettantismus verstehn.“ Diesen bezeichnenden Satz fand ich dieser Tage als den Ausspruch eines reifen Kopfes.

Noch nie hat die Ästhetik eine neue Kunstperiode angebahnt. A posteriori hat sie sich mit den neuen Richtungen meist befreundet und dadurch gerade zu erkennen gegeben, daß man mit den ihr eigentümlichen Wendungen und Erschleichungen eben alles beweisen kann, was man will.

Dies ist nun allerdings wieder ein Urteil von außen her, aber ein Urteil, daß, wenn es richtig ist, ausspricht, daß die Methode der Philosophie, daß deren Dialektik sophistisch ist, oder daß sie, weil man dies doch wohl nicht allgemein annehmen kann, von Grundsätzen ausgeht, die nicht Stich halten.

Und da findet sich denn in der Tat, daß, wo man nur in ein philosophisches Werk hineinsieht,*) man auf hergebrachte Begriffe stößt, die mehrdeutig sind, unter denen sich jeder etwas anderes denkt, und daß mit diesen Begriffen operiert wird, als wenn es konkrete Rechenpfennige wären. Daß man dies tut, ist durch den Gebrauch geheiligt. Weil es andre, weil es große Männer getan haben, darum tut man es auch, und da stecken wir eben wieder mitten in der Scholastik.

So ist es auch mit dem Zweig der Philosophie, mit dem wir es hier auch näher zu tun haben wollten, so ist es auch mit der Ästhetik. Immer hebt der Beweis mit dem Major eines verwesten Schulbegriffs an, anstatt daß man um sich schaut, wo einem täglich auf der Straße, im Walde, überall Dinge in den Schoß fallen, die für Schlußfolgerungen zu brauchen sind.

Wo man es packt, da ist es interessant. Aber die Scholastiker haben dieses Packen eben verlernt. Sie glauben an die Alleinbeseligung des Winkels, in den sie sich eingesponnen haben. Für diese Umgebung, auf die sie sich „trainiert“ haben, ist ihr Blick scharf. Darüber hinaus sehen sie nichts; ja halten es für unanständig, etwas zu sehen.

Daß solche Zustände möglich sind, beweist die Geschichte. War doch noch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, also zwei Jahrhunderte nach

*) Zum Beispiel des Hegelianers Ulrichs Beweis für das Dasein Gottes: Gott und die Natur, 1862, S. 344.

Alle Bedingtheit setzt eine Bedingung voraus, die als solche notwendig unbedingt ist.

Die Atome sind gegenseitig durcheinander bedingt.

Die Bedingung dieser gegenseitigen Bedingtheit kann aber nicht in ihnen selbst liegen, weil sonst das Bedingte zugleich (an sich selbst) ein Unbedingtes sein müßte. Folglich setzt das Dasein der Atome ein Unbedingtes voraus, das als Grund ihrer Bedingtheit zugleich notwendig der Grund ihrer Existenz ist.

Und diese Unbedingtheit ist das erste fundamentale Moment im Begriffe Gottes.

Von H. St. Chamberlain werden Thomas von Aquin, Spinoza und Hegel in eine Linie gestellt und Luther und Kant gegenüber. Jene „Universal-systematischer“ hätten die Wissenschaft um keinen schöpferischen Gedanken bereichert. Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. 4. Aufl. II, S. 684. Vgl. auch S. 712.

dem Durchbrechen des neuen Zeitgeistes, den man den humanistischen nennt, und mit dem geschwängert diese neue Zeit auf das Scholastentum aus der Höhe niederseht, noch die Chiromantie, die Zigeunerkunst, ein Lehrfach an deutschen Universitäten, ein unglücklicher Beweis dafür, daß einzelne Strömungen der lange überwundenen Geistesrichtung noch standhalten, ja wieder aufleben, wenn die Zucht des Willens, der auf die immer mühsame persönliche Erfahrung gerichtet ist, erschlaffte. Daß auch solche Wissenszweige, die sich auf verkehrter Grundlage entwickeln, den in ihr Tätigen Befriedigung gewähren, kann auch weiter nicht wundernehmen, beruht doch diese Befriedigung auf Überwindung von Hindernissen, die auch nötig ist, wo man Widersprüche bemäntelt und Beweise erschleicht, um einige in den Augen aller Welt hochstehende Sätze zu verteidigen. Diese Befriedigung ist also ganz subjektiv und kein Beweis eines wertvollen Inhalts.

Auch ein Beweis, wenn es weiterer Beweise bedürfte, des Hineinragens des scholastischen Geistes in unsre neue Zeit und zumal in Philosophie und Ästhetik ist die eben jetzt bei der Jahrhundertfeier des Faust durch die Tagespresse zum Erstaunen der Sektwelt besprochne Erscheinung, daß auch dieses Werk, das nun als „das Meisterwerk“ gilt, nach seinem Erscheinen zunächst meist abfällig beurteilt wurde. An den jungen Goethe, der auch erst fremd erschien, hatte man sich gewöhnt. Nun war dieses beinahe schon der Kanon, an dem man das Neue maß, und da alle hergebrachten Maße nicht stimmen wollten, ertönte das Verdikt.*) Der Umschwung zur Würdigung kam erst ganz all-

*) Zum Beispiel die Rezension des magister ubique R. A. Boettiger in der Bibliothek der redenden und bildenden Künste, 1809. — In seinem Werk über die „Rätsel des Seelenlebens“, das jetzt bei Julius Hoffmann in Stuttgart in deutscher Übersetzung erscheint, erinnert Camille Flammarion an solches Märtyrertum der Großen, die zunächst dem Gelächter der Ungläubigen und dem Hohne der Überklugen preisgegeben waren. Er selbst war Zeuge einer solchen wissenschaftlichen Ungläubigkeit, als am 11. März 1878 in der Pariser Académie des sciences der Phonograph Edisons zum erstenmal vorgeführt wurde. Als der Apparat nach beendeter Erklärung zu reden begann, erhob sich ein angesehenes Akademiker und Gelehrter, Bouillaud, stürzte voll Empörung auf den Vertreter Edisons zu, packte ihn an der Gurgel und schrie: „Sie Schuft! Glauben Sie, wir lassen uns von einem Bauchredner zum besten halten.“ Auch sechs Monate später noch erklärte Bouillaud nach eingehender Prüfung des Apparats, er sei nach wie vor überzeugt, daß es sich nur um ein geschicktes akustisches Gaukelspiel handle, denn „man könne unmöglich annehmen, daß ein schabiges Metall den Klang der menschlichen Stimme wiedergeben könne“. — Eine ähnliche Entrüstung hatte viel früher einmal in der Académie des sciences die Entdeckung des berühmten Chemikers Lavoisier hervorgerufen, daß die Luft vornehmlich aus Sauerstoff und Stickstoff bestehe. Der Erfinder des Aräometers, Baumé, nannte diese Behauptung „ganz absurdes Geschwätz, um nicht noch mehr zu sagen“. Galvanis bekanntes Froschschenkelexperiment, das einen so wichtigen Anstoß zur Verwertung der Elektrizität gab, wurde zunächst allgemein mit ungeheuerem Gelächter aufgenommen. Der arme Erfinder schrieb selbst 1792: „Ich werde von zwei Parteien angegriffen, von den Weisen und den Dummen. Den einen wie den andern bin ich ein Spott, und man nennt mich den »Tanzmeister der Frösche«. Trotzdem weiß ich, daß ich eine neue Naturkraft entdeckt habe.“

mählich und zumal dadurch, daß Schelling (in diesem Punkte kein Scholaste) und A. W. Schlegel der blöden Mitwelt den Star stachen.

Auf keinem Gebiete ist wohl das Scholastentum noch so stark wie in Philosophie und Ästhetik, vielleicht weil deren Vertreter bis dahin am weitesten entfernt waren von der Naturwissenschaft, die heute jeden zwingt, seine Augen aufzumachen, und in der eine bloß glänzende Phraseologie im geringsten Ansehen steht. Deshalb ist auch von dieser Seite her eine Errettung aus diesem Zustande zu erhoffen. Aber ganz allgemein wirkt der Mangel an strenger Selbstzucht, der liebe Schlendrian, das bequeme Nachsprechen von anderer Urteil, das mechanische Majorisieren in der Richtung des Scholastentums, er ist der alte und neue, der nimmer sterbende Feind der wahren Wissenschaftlichkeit.



Literarische Rundschau

Von Heinrich Spiero



ine überreiche Ernte hat in dem nun abgelaufenen Jahre der Tod unter den deutschen Dichtern gehalten. Neben den beiden Altermännern Rudolf von Gottschall und Heinrich von Heber, neben dem auch schon ganz am Ende seiner literarischen Laufbahn stehenden Arthur Fitger sind uns eine Reihe von Persönlichkeiten entrissen worden, die wir noch lange nicht hätten missen mögen. Schon der Tod der Freiin Frida von Bülow wog schwerer, war sie doch die erste, die im gehaltvollen, ernsthaften Roman das Leben der deutschen Kolonien mit einem starken Einschlag vaterländischer Leidenschaft dargestellt hatte. Tiefer noch traf uns der unerwartete Hingang Ernsts von Wildenbruch und im Sommer der des feinen, noch lange nicht genug geliebten und gelesenen Hans Hoffmann. Aber die Klage um alle wurde noch übertönt durch den lauten Schmerz, den der am 22. Juli erfolgte Tod Detlevs von Siliencron auslöste. Unter einer Teilnahme, wie sie schwerlich schon einem deutschen Dichter zuteil wurde, und die sich vom Kaiser und der Kaiserin, dem Reichskanzler, dem Fürsten Bülow, dem Senat Hamburgs, dem greisen Wilhelm Raabe erstreckte bis hinab zu den Schulkindern der seinem Dorfe Altrahlstedt benachbarten Gemeinden, wurde er an einem herrlichen Sommertage zu Grabe getragen. Er war fünfundsiechzig Jahre alt geworden, hatte ein volles, reiches Lebenswerk gegeben und geschlossen, und dennoch erschien allen seine Abberufung als zu früh, lebte er doch in aller Herzen als der aufrechte, noch gar nicht gealterte, ungebeugte, vornehme, frische Mann auf der Höhe seiner Kraft — nur die wenigen, die ihn im letzten Jahre noch gesehen hatten, wußten, daß nun doch Spuren des Alters auch bei ihm